

# INHALT

<b>ABENTEURER MIT GÄNSEHAUT</b> .....	7
Lange war das Gebirge wild und gefährvoll. Dann kamen die Alpenwanderer – und machten es salonfähig	
<b>„MUT, DAMIT KOMMT MAN AUCH IN DER HÖLLE DURCH ...“</b> .....	17
Seume spazierte auch über die Alpen	
<b>REISEN DURCH MERKWÜRDIGE GEGENDEN DER SCHWEIZ</b> .....	29
Notizen aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts	
<b>DIE ENTDECKUNG DES PANORAMAS</b> .....	41
Der Maler, Forscher und Alpenwanderer Hans Conrad Escher von der Linth	
<b>DER WALD WAR IHM EIN OFFENES BUCH</b> .....	57
Karl Albrecht Kasthofers ökologische Weitwanderungen	
<b>DIE „GRAND TOUR“ DES JOSEPH KYSELAK</b> .....	65
Von Wien durch die Alpen nach Innsbruck	

<b>„ICH HABE DAS HOCHLAND FASHIONABEL GEMACHT ...“</b> .....	93
Kleine Selbstbiografie des Alpenwanderers Ludwig Steub	
<b>VON MÜNCHEN NACH BOZEN</b> .....	113
Der Lebensweg des Heinrich Noë	
<b>VON DER GARTENLAUBE INS HOCHGEBIRGE</b> .....	135
Wie das Bergwandern durch Theodor Trautwein in Mode gekommen ist	
<b>EIN KOMISCHER HEILIGER</b> .....	147
Diefenbach und seine Jünger im Karwendelgebirg	
<b>KEIN TOURENTIPP! EINFACH NUR GEHEN ...</b> .....	157
Ein Plädoyer für eine neue – alte – Form des Wanderns	
<b>Bildnachweis und Dank</b> .....	167

## KEIN TOURENTIPP! EINFACH NUR GEHEN ...

### *Ein Plädoyer für eine neue – alte – Form des Wanderns*

**WAS WÜRD EIGENTLICH PASSIEREN**, wenn wir am kommenden Wochenende den Tourenführer oder den aus der Bergzeitschrift ausgeschnittenen Tourentipp zu Hause lassen würden?

Was wäre, wenn wir verzichten würden auf die profund zusammengestellte Wegbeschreibung inklusive Notizen zur Anfahrt, zur Parksituation, den Einkehrmöglichkeiten, der Senioren-, Familien-, Kinder-, Hundefreundlichkeit der Tour, wenn wir also gar nicht mit dem Vorsatz starten würden, das uns schon vorgelebte Erlebnis einfach so übernehmen zu wollen; wenn wir davon absehen würden, eine Wanderung, die Natur, das Gebirge genauso zu konsumieren, wie das „alle anderen auch“ tun, und somit in der Lage wären, symbolisch gesprochen, allzu ausgetretene Pfade zu verlassen und mit offenen Augen und offenen Sinnen Neues, wirklich Neues, auf eine ganz persönliche Art und Weise zu erleben?

Wäre es nicht besonders reizvoll, einmal einem alten Traum zu folgen, sich zu erinnern an eine frühere Idee und sich dann vertraut zu machen mit allem, was es braucht, um dieser Idee die Wirklichkeit folgen zu lassen?

Ich erinnere mich daran, zwölf- oder dreizehnjährig, lange also, bevor ich zum Kletterer und Bergsteiger geworden war, in einer uralten, modrig riechenden Ausgabe des Magazins „Der Bergsteiger“ eine ganzseitige Schwarzweiß-Aufnahme der Guglia di Brenta gesehen zu haben. Das Matterhorn kannte ich bereits (wahrscheinlich aus Trenkers Film „Der Berg ruft“, der ab und an im Fernsehen lief), aber diese kühne, schlanke, in den Himmel ragende Felsnadel – sie stach mich ins Fleisch, ins Herz, in die Seele und wurde mir schlagartig zum Inbegriff gewagten Kletterns und zum Wunschbild einer noch fernen al-

pinistischen Zukunft. Jahre später hörte ich zum ersten Mal von den Calanques, einer fjordartigen Felsküste unweit von Marseille, wo man „sogar im Winter klettern“ können sollte. In der Bücherei des Alpenvereins gab es einen kleinen, abgenutzten Führer, herausgegeben vom legendären Bergsteiger Gaston Rébuffat – auf Französisch. Einer der Kletterfreunde übersetzte mühsam wenigstens das Wichtigste ins Deutsche. Und dann begann das Recherchieren, das Planen, das Organisieren – ganz ohne Tourentipps, ohne Google-Map oder Wikipedia.

„Dank der Computer verfügen wir heute über ein immenses gesellschaftliches Gedächtnis“, schreibt Umberto Eco in „Die Kunst des Bücherliebens“. „Es genügt, die Modalitäten des Zugangs zu den Datenbanken zu kennen, und wir können zu jedem beliebigen Thema alles erfahren, was es darüber zu wissen gibt ... Aber es gibt kein größeres Schweigen als den absoluten Lärm, und das Übermaß an Information kann zu absoluter Ignoranz führen ... Zu wissen, dass es über Julius Cäsar zehntausend Bücher gibt, ist dasselbe, wie nichts über ihn zu wissen; wäre mir *ein* Buch empfohlen worden, ich hätte es mir besorgen können ...“

Vor dem Informationszeitalter war es durchaus schwierig – und doch auch das reine Vergnügen, eine wahrhaft gesteigerte Vorfreude –, sich über Wochen mit den zum Ziel gewordenen Unternehmungen zu befassen, sich rare Auskünfte zu beschaffen, nach neuen Bildern zu „graben“; Bilder, die dann wieder die Fantasie beflügelten und einen süchtig machten nach etwas, das es ja erst noch zu erleben galt.

Langer Vorrede prägnanter Sinn: Das Neue, noch nie Gesehene, noch nicht Gelesene, das Unbekannte gibt dem Unterwegssein im Allgemeinen und dem Wandern im Speziellen den ganz besonderen Reiz. Deshalb soll an dieser Stelle und in Anlehnung an die Wanderfahrten der hier vorgestellten Alpenwanderer des 19. Jahrhunderts als Erstes und dringend empfohlen sein, sich, wie diese, einmal einzulassen auf das Neue, das Unbekannte, und einen Aufbruch ins Ungewisse zu wagen. Und wenn schon nicht ins Ungewisse, so immerhin ins Nicht-Vorgekaute.

Die Wege in den Bergen sind fast überall bestens ausgeschildert und markiert. Man könnte eine Karte bei der Planung zu Rate ziehen und unterwegs dabei haben. Aber man bräuchte einmal keinen dieser Tourenauswahlführer, keinen Computerausdruck und auch kein GPS. Was man braucht, ist einfach nur die Lust am Gehen, ein gutes Paar Schuhe, einen Rucksack mit Proviant, Getränk und Wetterschutz. Nicht mal ein Auto bräuchte man.

Man könnte von zu Hause aus losgehen, einfach die Tür hinter sich schließen und sich auf den Weg machen Richtung Berge. Wem das zu weit wäre (aus geografischen oder persönlichen Gründen), der könnte mit dem Zug oder dem Bus anreisen, irgendwo dort aussteigen, wo die Landschaft interessant zu werden beginnt, – und losgehen, einfach der Nase nach. Sich überraschen lassen, das ist es, um was es geht und was man von den Alpenwanderern von damals heute wieder neu lernen könnte. Überraschendes anstatt Vorgefertigtes, erleben statt konsumieren – das ist die Devise.

Wandern war lange Zeit nicht Selbstzweck. Schon gar nicht in den Bergen. Wer die Alpen auf ihren Pässen überquerte, musste einen guten (oder weniger guten!) Grund dafür haben: Wer über die Alpen zog, tat es, um Krieg zu führen, um Handel zu treiben oder um einem Gelübde zu folgen. In Letzterem, in der Pilgerreise, ist der Ursprung der späteren Wanderbewegungen zu finden. Gehen als Meditation, Unterwegssein als kontemplative Handlung.

„Das Leben ist ein Weg. Schritt für Schritt geht jeder seinen Weg, trägt seine Lasten mit. Es gibt Umwege, Irrwege, Durststrecken, beschwerliche und leichte Wege. Man geht miteinander, aufeinander zu. Man geht Wege, die andere vorausgegangen sind. Sie haben Wegzeichen aufgestellt, damit wir unsern Weg finden“, meditiert Pater Anselm Grün in seinem Büchlein „Auf dem Wege“.

Und der Theologe Karl Rahner sagt: „Wir sind nicht Pflanzen, die an eine ganz bestimmte vorgegebene Umwelt gebunden sind, wir suchen selbst unsere Umwelt, wir verändern sie, wir wählen und – gehen. Wir erleben uns im Wandeln als die sich selbst Wandelnden, als die Suchenden, die erst noch ankommen müssen.“ Gottsuche, Buße, Wallfahrten zum Dank an die Heiligen – all dies waren Anlässe für spirituelle Fußmärsche. Denn das Wandern eignet sich bestens zur inneren Einkehr, zur Reflexion, zur religiösen wie zur konfessionsfreien Meditation.

„Das ständige Gehen, die gleichmäßige Bewegung, der man sich überlassen kann, ohne viel zu denken, kann zu einem Reinigungsweg werden“, sagt Anselm Grün. „Gehend zu meditieren, verbindet die körperliche Bewegung mit einer geistigen Anstrengung. Gehend denkt man über das nach, was man eigentlich tut. Man überlegt, was das im Letzten bedeutet: Weg, auf dem Weg sein, Pilger sein, Fremdling sein auf dieser Erde, auf Gott zugehen.“

Es ist schon bemerkenswert, wie sehr das Pilgern, jene geradezu archaische Form der Gottverehrung und Gottzuwendung, in der heutigen Zeit sich neu belebt, eine Renaissance erfährt.

Und es sind längst nicht mehr nur und vor allem die frommen Christen, die sich auf die Pilgerfahrt machen. Auf dem berühmten Jakobsweg sind Zugehörige der verschiedensten Glaubensrichtungen anzutreffen; der wohl größte Teil der Pilger aber würde sich als konfessionslos bezeichnen, zumindest als jemand, der seinen Glauben nicht „ausübt“. Hape Kerkelings Jakobswegbuch „Ich bin dann mal weg“ hat sich mehr als dreimillionenmal verkauft – ein von Autor und Verlag unerwarteter und so nie dagewesener Verkaufserfolg. Das Pilgern, das ein Wandern aus spirituellem Anlass ist, boomt. Gepilgert wird auch anderswo, nicht nur am Jakobsweg, gepilgert wird vor allem auch in den Bergen. Schon vor Tausenden von Jahren bestiegen Menschen Berge, wollten Gott näher sein, ihm in Furcht oder Dankbarkeit begegnen, und sie richteten Kultstätten ein. Dass man im Bergsteigen den Abstand zwischen Erde und Himmel verringert, liegt auf der Hand; dass man Gott damit automatisch näher käme, ist lange Zeit von Bergsteigern gern behauptet worden. Die Titel einiger großartiger Bergbücher aus den sechziger und siebziger Jahren, wie zum Beispiel „Schritte himmelwärts“ (Pierre Mazeaud), „Zwischen Erde und Himmel“ (Gaston Rébuffat) oder „Vor den Toren des Himmels“ (Terray; wobei man hier einräumen muss, dass der französische Originaltitel übersetzt „Die Eroberung des Unnützen“ lauten würde), sprechen für sich. Dass die Bergfreunde, extrem oder gemäßigt unterwegs, ob dieser vermeintlichen Himmels- und Gottesnähe deshalb auch gleich bessere Menschen würden, ist mittlerweile vielfach widerlegt und gehört ins Reich der Alpenmärchen.

Zweifellos richtig aber ist, dass man im Gebirge Abstand vom Alltag gewinnen kann, dass man sich im Gehen und beeindruckt von den vielfältigen Landschafts- und Naturformen fürs Transzendente leichter zu öffnen vermag als „drunten, im Tal“, dass somit die Gedanken und Gefühle aufbrechen können zu Höhenflügen.

So schreibt der frühere Bischof von Innsbruck, Reinhold Stecher, in seinem Buch „Botschaft der Berge“ sehr trefflich: „Wenn ich für ein paar Stunden dem Lärm entrinne und von irgendeinem Zacken der Nordkette ins Häusermeer von Innsbruck hinunterschaue, dann kommt mir zum Bewusstsein, wie laut die Welt ist, die wir uns gebaut haben ... Selbst wenn man zweitausend Meter drüber ist, dröhnt dumpf der Lärm der Stadt herauf. Aber wenn ich dann nur ein paar Meter auf der Nordseite hinüberwechsle und in die Ketten und Kare, die Wannens und Wände des Karwendels horche, weht mich Stille an



... Die Berge sind schweigende Lehrer. Sie diskutieren, argumentieren und überreden nicht ...“

Hier also ahnt man die Nahtstelle zwischen lustvollem Wandern und religiös motiviertem Pilgern. Hier wird deutlich, dass jeder bewusste Wanderer etwas von einem Pilger in sich trägt – und jeder noch so tief empfindende Pilger auch eine Portion Sportsgeist mitbringt.

Denn zum Sport hin hat sich das Wandern durch die Jahrhunderte gewandelt. Es ist zweckfrei geworden – wer heute wandert, tut dies zumeist ohne zwingenden Grund: Kaum jemand muss zu Fuß von A nach B gelangen, kaum jemand geht noch des Handels wegen auf Schusters Rappen über die Alpenpässe, und dass es jemals wieder Krieg in den Alpenländern gibt – vor Zeiten ein weiterer Grund für den Gang über die Berge –, davor möge uns das Schicksal bewahren.

Gewandert wird jetzt um des Wanderns willen. Weil es schön ist. Weil es gesund ist. Weil es die Krankenkassen empfehlen. Weil man sich selbst etwas beweisen kann. Das sind schon ein paar ganz gute Gründe. Die freilich jene Frage noch immer nicht erschöpfend beantworten: Worin liegt für zunehmend mehr Menschen die Faszination, zu gehen, zu wandern, sich Blasen zu laufen, dem Wetter ausgesetzt zu sein, im Unterwegssein auf manchen Komfort zu verzichten?

Vielleicht mag das Motto „Zurück zur Natur“ an dieser Stelle weiterhelfen – und zugleich wieder eine Verbindung herstellen mit den Alpenwanderern von einst, mit Leuten wie Noë, Kyselak, Kasthofer und Escher von der Linth.

Zurück zur Natur also.

„Der Weg. Er ist steinig. Man muss sich auf ihm Schritt für Schritt Platz für den Fuß suchen. Er ist zwar bereitet, aber er wird immer wieder von der Natur verändert. Moos wächst, Steine fallen darauf, Wurzeln schlingen sich durch. Der Weg ist nicht glatt und unpersönlich, er ist ein ganz bestimmter Weg und hat seine charakteristischen Eigenarten“, schrieb Helmut Zebhauser in seinem an Denkanregungen reichen Buch „Vom Unsinn des Bergsteigens“.

„Die Straße der Stadt ist glatt, nichtssagend, sie ist darauf zubereitet, dass man auf ihr schnell und möglichst mit Rädern vorwärts kommt. Beim Weg im Gebirg ist es anders ... Die eiligen Geschwindigkeiten der Straße gelten für den Bergweg nicht. Er ist steil, steinig und uneben und vermittelt so dem Menschen, dem Bergwanderer durch die Aufmerksamkeiten, die er zum Gehen braucht, einen intensiveren Bezug zu seinem Gehen. Und das Gehen ist ja eine

so sehr menschliche Tätigkeit. Dieser Weg im Gebirg ist, wie jeder Wanderweg, dem Menschen ein Weg zu sich selbst.“ Zurück zur Natur!

Wir verfügen heute über weit mehr Freizeit als unsere Vorfahren. In unserer Arbeitswelt sind wir im Vergleich zu den früheren Generationen stark entlastet worden (zumindest körperlich), Hochtechnisierung, Computerisierung, Digitalisierung haben uns viel abgenommen. Dass dies jedoch letztlich ein Trugschluss ist, wird immer mehr Menschen bewusst. In einem in vielerlei Hinsicht (noch) überversorgten Dasein fühlt sich der Mensch des 20. und 21. Jahrhunderts vielfach so unwohl wie verunsichert auf dem immer schwankenden werdenden Boden der heutigen Arbeitswelt. Für viele besteht das vorgegebene Leben aus Leistungszwang in der Schule, Leistungs- und Erfolgsdruck im Beruf – und, daraus bestenfalls resultierend, Belohnung in Form von Kaufkraft und Luxus, die, wie von der Werbung in schillerndsten Farben verkündet, schmackhaft und erstrebenswert erscheinen soll.

Doch wer alles hat, hat längst nicht alles. Wer alles kaufen kann, kann längst nicht alles haben. Wer alles besitzt, kann dennoch ziemlich arm dran sein.

Irgendein Teil in uns macht uns traurig klar, dass wir unseren ureigensten Bedürfnissen, unseren Wurzeln, wenn wir sie nicht schon verloren haben, so immerhin sehr fern geworden sind. Irgendein Teil in unseren Köpfen und Herzen weiß, dass Menschsein nicht durch Einkommen, Status und Macht definiert sein kann. Was es wohl bräuchte, ist eine neue „Erdung“, eine neue, alte Wiederverbundenheit mit der Erde.

„Der Mensch ist ein wanderndes Wesen. Der Homo begann wandernd. Das wollte die Evolution: dass er wandernd sich den Globus erschließe“, schreibt Joachim-Ernst Behrendt.

„Das also ‚wissen‘ unsere Gene, wandern ‚können‘ sie, dazu motivieren sie uns, dahin reißen sie uns: die beiden Worte reisen und reißen waren ursprünglich eins – und jeder, der wirklich ein Reisender ist, hat den Zweifel erfahren: Bin ich es der reist, oder was reißt mich? Gehe ich diesen Weg, oder was geht mich?“

Folgt man Behrendt, dann liegt im Gehen, im Wandern etwas ungemein Heilsames – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn.

Der Philosoph Kierkegaard meint dazu: „Ich gehe jeden Tag zu meinem Wohlbefinden und entferne mich so von jeder Krankheit. Ich habe mir meine besten Gedanken ergangen, und ich kenne keinen noch so schweren Kummer, den man nicht weggehen kann.“

Woran es liegt, dass uns das Gehen, das Wandern heilsam sein kann? Anselm Grün sieht es so: „Im Gehen sind wir ständig in Bewegung und so kann sich auch in unserem Geist etwas bewegen. Die gleichmäßige Bewegung der Füße ... ermöglicht das Abgeben von Spannungen, die sich im Leib festgesetzt haben und immer auch seelische Konflikte ausdrücken. So geht man sich die Unruhe und den Kummer weg und wird immer ruhiger und ausgeglichener. Indem man bewusst die Füße aufsetzt und abrollt, lässt man alles abfließen, was den Leib und damit auch die Seele verspannt, verkrampft, verunreinigt.“ Und sein bemerkenswertes Fazit: „Man fühlt sich nach dem Wandern wie innerlich gewaschen, aufgeräumt. Der Müll ist weggegangen.“

Keine Frage: Was gut ist für unser körperliches und seelisches Befinden, ist auch gut für unser In-der-Welt-Sein schlechthin.

Der Mensch ist ursprünglich ein Nomade. Er war, was die Natur betrifft, instinktgeleitet, war mit seinem natürlichen Lebensraum eng verbunden, hatte nicht nur Wissen um Wetter und Gefahren – es war dies ein Wissen, das genetisch weitergegeben worden ist. Die Zivilisation hat diesem archaischen Wissen und Sein den Garaus gemacht. Heute muss niemand mehr wie ein Prärie-Indianer leben – heute ist es bestenfalls noch ein Indianerspiel. Heute muss kaum noch jemand jagen, um zu essen zu haben, kaum jemand ist noch auf Reisig und Feuersteine angewiesen, um nicht zu erfrieren.

Dennoch oder gerade deshalb gibt es in vielen von uns – und es werden immer mehr – den Wunsch, sich wieder in der Natur zu bewegen, der Erde näher zu sein, zumindest zeitweise auszubrechen aus dem über-kultivierten Dasein und ein einfaches Leben zu leben: Schon Camping ist ein Ausdruck dieses Gefühls, mehr noch aber das Abenteuerreisen, das Bergsteigen und in idealer Weise das Wandern. Wandernd kehren wir zu unseren Wurzeln zurück.

„Der Weg durchs Gebirge als Wochenendbeschäftigung gibt dem Menschen eine Nähe zur Natur“, schreibt Zebhauser. „Der Jahresablauf wird wieder ursprünglicher, ist wieder nah, wie er es früher den Bauern war. In der Stadt weiß der Mensch nichts mehr von der Kälte. Der Thermostat regelt die Ölheizung so, dass der Wohnungsmensch nicht einmal beim Heizen merkt, ob es draußen mehr oder weniger kalt ist. Aber wochenends im Gebirg hat er Zusammenhang mit der Natur. Schon wenn er seinen Rucksack packt, weiß er mehr von der Jahreszeit, als der, der das Wochenende über zu Hause bleibt.“

Für die meisten, die gerne in die Berge gehen, sind solche Weisheiten nicht neu. Selbst wenn sie sich nie Gedanken über ihre Art, die Freizeit auszufüllen, gemacht haben, werden sie den hier angeführten Argumenten fürs Wandern ziemlich vorbehaltlos zustimmen können.

Und doch, so glaube ich, können wir an den Beispielen der hier porträtierten Alpenwanderer des 19. Jahrhunderts etwas lernen und es herüberretten in unsere Zeit, in unser Leben.

„Wer geht, wer wandert, der bewegt sich nicht bloß in der menschlichsten Weise; er sieht auch am besten ...“, schrieb der Publizist Wilhelm Hausenstein. „Er sieht auch am besten – nimmt am besten wahr, eignet sich die Welt mit Auge und Atem, Sinn und Seele am gewissensten an.“

Darum geht es: ums genaue Hinschauen, ums neue Sehen, darum, etwas neu zu entdecken. Nach Möglichkeit ohne Foto-Apparat, ohne den schnellen Blick aufs Display oder durchs Objektiv. Ohne die Stoppuhr im Kopf, die schon beim Hüttenanstieg darauf achtet, dass man höchstens so lange braucht, wie im Führer dafür angegeben ist, lieber aber noch eine Viertelstunde schneller wäre, um sich und vielleicht auch anderen zu beweisen, wie fit man ist. Diese innere Stoppuhr müsste weggelegt, abgeschaltet, angehalten werden. „Entschleunigung“ ist die Devise. Oder, einfacher ausgedrückt: langsamer werden, sich Zeit lassen und Zeit nehmen. Langsam und gleichmäßig gehen, einen guten Rhythmus finden für Schritte und Atem, und dann ganz bewusst schauen, hören, riechen und fühlen.

Plötzlich wird der bekannte, ja altvertraute Weg zu etwas Neuem. Jeder Schritt, jeder Blick ist intensiver nun. Das Wurzelgeflecht, das sich in der Wegbiegung breitgemacht hat, – so oft wir da schon drübergestiegen sind, haben wir es doch noch nie so gesehen wie heute. Die Märchengestalt umgestürzter, morsch gewordener, von Moos und Flechten überwucherter Bäume. Die Steine auf dem Weg: Felsen, die aus dem Boden ragen, oder Schotter und Stolpersteine, glatter Granit, rauher Sandstein oder von Millionen Fußabdrücken marmorn polierter Kalk. In den Dörfern, bei den Bergbauernhöfen und den Almen oder Alpenvereinshütten: die Details geglückter oder missglückter Architektur, die liebevollen, bisweilen kitschigen Accessoires in Gärten und an Fenstern. Und zwischen den Bergen das Wetter: die Farben des Himmels, die Wolken und was sie wohl verkünden, und das Licht zu den verschiedenen Zeiten des Tages.

Ein bisschen viel Naturromantik?

Sie gehen zu schnell ...

Auf was es ankommt, ist, die (Berg-)Welt wieder so zu sehen, wie es die Pioniere des Bergwanderns und Bergsteigens taten. Jeder Schritt, jeder Meter könnte Überraschungen bieten! Zumeist tut er das auch. Nur müssen wir sie entdecken, müssen lernen, neu zu sehen.

Statt zu fotografieren, nimmt man einen Block mit, ein paar Stifte, farbige am besten – einfache Buntstifte oder Pastellkreiden –, setzt sich dort hin, wo die Aussicht auf die Berge besonders reizvoll ist, und zeichnet, so wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts Escher von der Linth, das Panorama. Ach, wird nun manch einer sagen, das kann ich nicht, ich war im Zeichnen nie besonders gut ...

Egal! Es kommt darauf an, die Welt neu zu sehen. Sich überraschen zu lassen. Auch von den eigenen Gaben. Oder man nimmt ein Notizbuch mit und schreibt bei gelegentlichen Rasten darin auf, was man erlebt und erwandert. Schreibt es auf, so wie Joseph Kyselak es getan hat. Seume natürlich, Noë und Steub und wie sie alle hießen.

„Wie machten das all diese Leute: wandernwandernwandern ...“, wundert sich Joachim-Ernst Behrendt über die Philosophen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts: „... und die dennoch ihre genialen Werke – ohne Schreibmaschinen und Computer – mit der Hand geschrieben? Apropos geschrieben: auch das ist ‚wandern‘: auf dem Papier – krakelnd, kratzend, torkelnd oft! Meist ohne Wege! Neue Wege bahrend.“

Dass dieses Buch auch dazu anregen könnte, sich neu auf alte (oder neue) Wege zu machen, wäre ein ganz besonders schöner Erfolg!